

Unter dem Titel „Querelle des Anciens et des Modernes“ führte der Schweizer Künstler František Klossner 2006 eine Performance in der Schweizerischen Nationalbibliothek Bern durch. Der Titel greift eine geisteswissenschaftliche Debatte im Frankreich des ausgehenden 17. Jahrhunderts auf, in der es um die Frage ging, inwiefern die Antike noch Vorbild für zeitgenössische Kunst und Literatur sein könne.



„ANTIKE OHNE ENDE“ lautet der Titel einer Aufsatzsammlung des Theologen (und ehemaligen Präsidenten der Humboldt-Universität zu Berlin) Christoph Markschies. Der Titel ist so überzeugend, dass ich mir erlaube, ihn für meine Zwecke wieder zu verwenden. Christoph Markschies untersucht unter anderem die Humboldtsche Universität, die aus einer „zeitgemäßen Transformation“ von Ideen der Antike hervorgegangen ist. Ich möchte dementsprechend auf die politische

Philosophie verweisen, die den Titel „Antike ohne Ende“ auf ihre Weise bestätigt, allem zeitgenössischen Lamentieren über die schwindende Kenntnis der Antike zum Trotz. Zwar beklagt man mit einem gewissen Recht die zeitgenössische Erosion der Kenntnisse: Studenten, die noch Latein und Griechisch beherrschen, müssen wohl bald Minderheitenschutz beantragen. Politiker, die ihre Reden mit antiken Zitaten schmücken, sind ausgestorben. Die Politikwissenschaft in Deutschland bietet das ärgerliche



Politikwissenschaft

## „Antike ohne Ende“

Es ist mehr Altes im Neuen, als manchem bewusst ist: Die politische Philosophie der Gegenwart bezieht sich in vielen Aspekten auf das Denken der Antike.

VON HENNING OTTMANN

Schauspiel, dass sie, nachdem sie schon das Mittelalter links liegen ließ, nun auch die Antike zu vergessen scheint. Man ist nur noch neugierig auf das jeweils (modische) Neue, „rerum novarum cupidus“, und man scheint nicht mehr zu wissen, was das Neue dem Alten verdankt.

### Neo-klassische politische Philosophie

Es mag verwundern, wenn man trotzdem behauptet, um die Antike müsse man sich keine Sorgen machen. Aber bisher ist der totgesagte Patient noch immer wieder von der Bahre aufgesprungen. Das beweisen die Renaissancen, die mit schöner Regelmäßigkeit wiederzukehren pflegen (von der karolingischen Renaissance zur Renaissance des 16. oder des 19. Jahrhunderts). Was die politische Philosophie unserer Tage angeht, so wird man vieles finden, was sich von der Antike abkoppelt oder in Gegensatz zu ihr steht: Vertragstheorien (Rawls, Nozick, Buchanan), Neo-Marxismus, Kritischen Rationalismus (Popper, Albert), Postmodernismus (Foucault, Lyotard) und anderes mehr. Aber

auch die andauernde Präsenz der Antike ist nicht zu übersehen, und wer sie kennt, weiß, was er an ihr hat.

In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg griff man auf die klassische Philosophie zurück, vor allem auf Platon und Aristoteles. Mit ihrer Hilfe gründeten Hannah Arendt, Arnold Bergstraesser, Wilhelm Hennis, Dolf Sternberger, Leo Strauss und Eric Voegelin die Wissenschaft von der

Wertethik ersetzt worden war); die Orientierung am Überleben und am angenehmen Leben (statt am guten Leben); die Verschiebung von der Praxis zur Poiesis; das Umschlagen der Philosophie in technisch-instrumentelle Theorie oder Ideologie. Eric Voegelin verurteilte die Neuzeit als Epoche des Gnostizismus. Leo Strauss beklagte den Ruin des Naturrechts durch Historismus und Positivismus. Nach Hannah Arendt war die Praxis dem Siegeszug



Politik wieder neu. In den Lehrbüchern der Politikwissenschaft taucht diese Strömung unter der Überschrift „normative politische Theorie“ auf, was eine unglückliche Etikettierung ist. Niemand der so Etikettierten operiert mit dem neukantianischen Begriff „Norm“, und niemand teilt die Voraussetzungen, die mit ihm verbunden sind. Besser wäre die Bezeichnung „neo-klassische politische Philosophie“, womit wir wieder bei der andauernden oder zeitlosen Präsenz der Antike wären.

Bei den genannten Autoren war, mal mehr, mal weniger, eine gewisse Abkehr von der Neuzeit zu bemerken. (Sie zeigt sich übrigens auch bei einem Autor, den man zu den Kommunitaristen rechnet, bei Alasdair MacIntyre.) Vieles an der neuzeitlichen politischen Philosophie wurde als unzureichend empfunden: der Verlust der Tugendethik (die durch eine abstrakte

von Arbeit und Herstellen zum Opfer gefallen. Für sie alle spielte die Erfahrung des Totalitarismus eine entscheidende Rolle. War er die letzte Konsequenz der Moderne? Wie konnte man ihn verstehen? Als „politische Religion“? Als unerhörten Traditionsbruch? Als Verlust aller Maßstäbe?

Man wollte zur Antike zurück, manche mehr zu Platon (Strauss, Voegelin), manche mehr zu Aristoteles (Arendt, Hennis, Sternberger). Dabei entgingen manche der Gefahr nicht, die Antike gegen die Moderne auszuspielen. Die *querelle des anciens et des modernes* wurde noch einmal ausgefochten, und es bestand kein Zweifel, wer der Sieger sein sollte. Aus der (teilweise) berechtigten Kritik der Neuzeit wurde ein Antikizismus, der die Augen vor den ja auch bewahrungswürdigen Elementen der Moderne verschloss. Die Antike kann sich immer wieder erneuern. Aber das setzt voraus, dass sie nicht zur bloß nostalgischen Erinnerung verkommt, sondern sich das Alte mit dem Geist der Zeit verbindet (was für beide von Nutzen ist).

### Brückenschläge von der Antike zur Neuzeit

Es gab und gibt sie auch, eine Vielzahl von Brückenschlägen, die Antike und Neuzeit miteinander verbinden. Dolf Sternberger etwa, der die Politik des Aristoteles zur „Politologik“ erklärte (und in Gegensatz setzte zur „Dämonologik“ Machiavellis und zur „Eschatologik“ des Marxismus), wollte Aristoteles im modernen Verfassungsstaat wiederfinden, entspre-

wie man es lange Zeit behauptet hatte. Es war ebenso ein spätes Kind der Renaissance und des englischen Republikanismus. Ja, man könnte ergänzen, selbst der Liberalismus, der sich in so vielem abkehrt von der Antike, zehrt von einem antiken Erbe (Naturrecht, Trennung von Ökonomie und Politik, Gesetzherrschaft, stoischer Universalismus und so fort). Es ist mehr Altes im Neuen, als es vielen bewusst ist.



Eine Vermittlung von Antike und Neuzeit wurde auch in der so genannten Ritter-Schule versucht. Sie erweist sich im Blick zurück als die „Normalphilosophie“ der Bundesrepublik. Man kann sie inzwischen historisch betrachten, so wie die Frankfurter Schule, die Freiburger Schule oder die Gruppe 47, die inzwischen alle ihre Historiker gefunden haben. Zur Ritter-Schule gehören Günther Bien, Hermann Lübke, Odo Marquard, Reinhart Maurer, Günter Rohrmoser, Robert Spaemann u. a. m. Joachim Ritter berief sich auf Hegel als den Philosophen, der Antike und Moderne, Subjektivität und Sittlichkeit, antiken Gemeinschaftsgeist und bürgerliche Gesellschaft hatte vereinen wollen. Zur Grundfrage der Schule wurde, wie die moderne Gesellschaft zu begreifen sei. Man stellte sich auf den Boden der Moderne. Aber man war, um es in Abwandlung des bekannten Böckenförde-Wortes zu sagen, überzeugt, dass die Moderne „von Voraussetzungen lebt, die sie selbst nicht garantieren kann“. Es galt, sie auch gegen die ihr eigenen Tendenzen zur Selbsterstörung zu bewahren. Marquard prägte dafür den Begriff „Modernitätskonservatismus“. Die Geschichtlosigkeit der modernen Gesellschaft war durch historische Erinnerung (und durch Geisteswissenschaften) auszugleichen, die Verhässlichung der modernen Welt durch Kunst und Ästhetisierung, die Beschleunigung kulturellen Wandels durch Musealisierung. Das mag zu defensiv und zu „kompensatorisch“ gedacht sein, aber es verweist auf die Notwendigkeit, das Neue mit dem Alten auszutarieren. „Zukunft braucht Herkunft“ (Marquard) – oder sie wird keine haben.

chend der Sentenz von Thomas Paine „What Athens was in miniature, America will be in magnitude“. Anlässlich des 100. Geburtstags der SPD schlug Sternberger vor, den aristotelischen Begriff der „Staatsfreundschaft“ wiederzubeleben. („Bürgerfreundschaft“, aber das nur nebenbei, wäre die bessere Übersetzung gewesen.) Den Republikanismus der Alten und seine Bedeutung für die Politik der Neuzeit ruft auch die Cambridge School in Erinnerung. In „The Foundations of Modern Political Thought“ weist Quentin Skinner darauf hin, dass die „Grundlagen des modernen politischen Denkens“ antiker Herkunft sind. Pocock zeigt in „The Machiavellian Moment“, dass die Gründung Amerikas als „the last act of the civic Renaissance“ gedeutet werden kann. Amerika, das war nicht nur Lockescher Besitzindividualismus und moderne Rechte,

Vielleicht habe ich das Thema zu ernst behandelt. Vielleicht wäre es besser, eine Satire zu schreiben, wie sie Swift in der „Bücherschlacht zwischen den alten und modernen Büchern in der Bibliothek zu St. James“ vorgelegt hat. Es wäre jedenfalls nicht die schlechteste Art, sich aus falschen Gegensätzen zu befreien. ■

#### DER AUTOR

*Prof. Dr. Henning Ottmann ist emeritierter Professor für Politikwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung von Philosophie und Politischer Theorie an der Universität München. Seit 2001 veröffentlichte er das mehrbändige Grundlagenwerk „Geschichte des Politischen Denkens“, das einen Zeitraum von über 2.000 Jahren behandelt. Seine Forschungsschwerpunkte sind Politische Theorie und Philosophie, Metaphysik, Ethik und Anthropologie. Er ist seit 2010 Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.*